

Im Lager Segre.

Bei den aus Rußland heimgekehrten Kriegsgefangenen. Auf dem Wege von Warschau nach Modlin, etwa 1 1/2 Stunde von der polnischen Hauptstadt, liegt auf den Sanddünen über dem Narew in sandiger Steppe Segre, das ehemalige russische Lager, das in den Kämpfen 1915 vor der Eroberung von Warschau eine wichtige Rolle spielte. Hier wohnte Brussilow mit seinem Stabe. Segre ist ein riesiges Lager, mit Forts, mit Truppenübungsplatz, mit netten roten Backsteinhäusern zur Unterbringung der Mannschaften und mit einer russischen Kirche, deren fünf goldene Zwiebelkuppeln hoch in die Luft ragen. Das Schloßchen, das am Ende des Lagers von einem schönen Park umgeben steht, war früher fürstlich Radziwill'scher Privatbesitz und diente dann später dem russischen Generalgouverneur als Sommeritz.

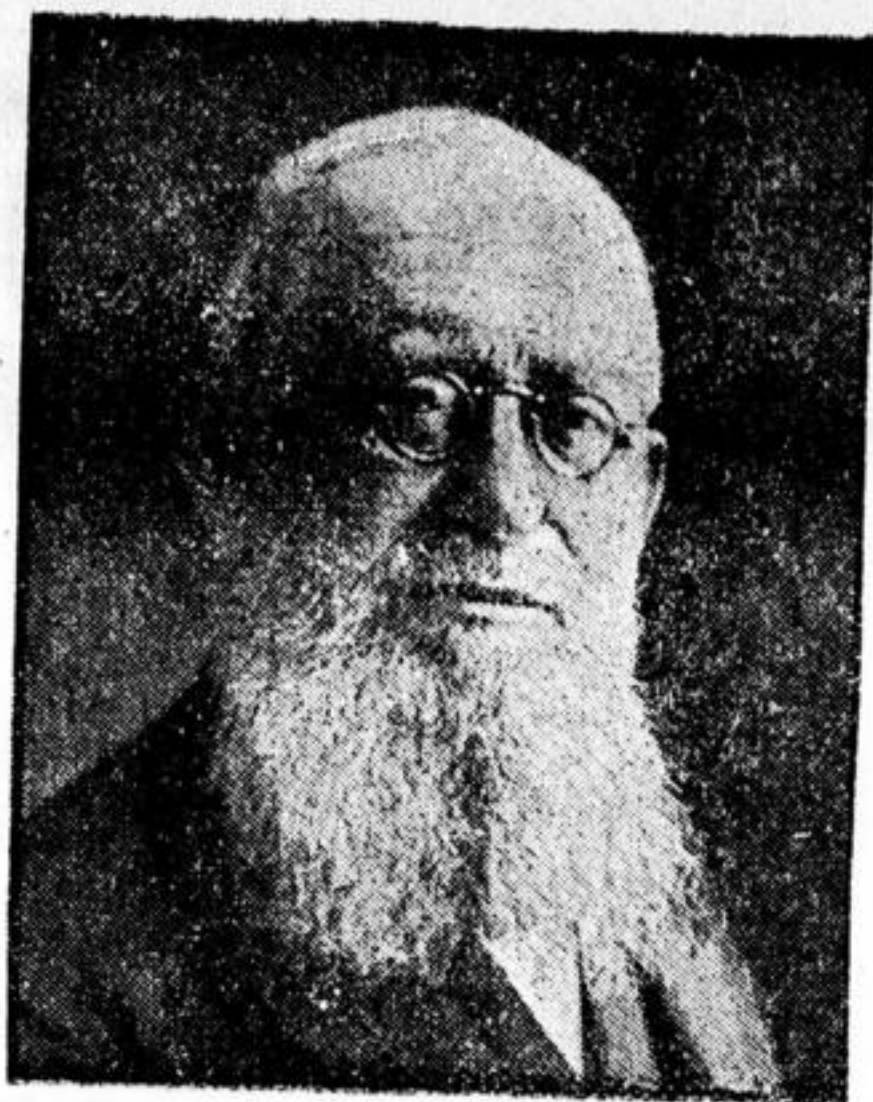
Jetzt ist es die deutsche Kommandantur des Lagers Segre, und dieses Lager, von den Russen mit französischem Geld angelegt, dient augenblicklich zur Unterbringung unserer aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Soldaten, die scharenweise an den deutschen Grenzlinien antommen, zumeist in ganz phantastischer Bekleidung, einem Gemisch von deutschen und russischen Uniformen, oder irgendwo aufgetriebenen Zivilkleidern.

Fünf Sammelstellen bestehen an der Front, in denen die Heimgekehrten zunächst aufgenommen und zum ersten Male entlastet und ärztlich untersucht werden. Dann kommen sie alle nach Warschau, wo sie nach einer zweiten Entlastung und ärztlichen Untersuchung neu eingeteilt werden. Dann geht es nach Segre in das Quarantänelager, wo die Heimgekehrten 21 Tage bleiben müssen, bis sie nach Hause zurückkehren dürfen, um nach achtwöchigem Urlaub wieder in das Ersatzbataillon einzutreten.

Seit wird ihnen die Quarantänizeit nicht. Es ist schwer, an der Schwelle der Heimat drei Wochen auf die Rückkehr zu Frau und Kind warten zu müssen, aber sie sehen es alle ein, wie notwendig es ist, Deutschland vor Seuchen zu bewahren, sie wissen, was Fleckfieber bedeutet, sie haben in den russischen Gefangenenlagern ihre Kameraden an dieser schrecklichen Krankheit zu Hunderten in das Grab sinken sehen. Aus dem Gegenstand der russischen Anarchie haben sie ein starkes Gefühl für deutsche Ordnung, deutsche Grundsätzlichkeit und deutsches Pflichtgefühl mitgebracht.

Einsichtsvolle Behandlung macht ihnen die Uebergangszeit im Lager Segre leicht. Dien- und Drill wird nur sehr wenig getrieben, die Leute gehen spazieren, treiben Sport oder baden im Narew. Gern sitzen sie auch in den behaglichen Soldatenheimen, denen deutsche Schwestern vorstehen. Dort studieren sie eifrig die Tageszeitungen und die Zeitschriften, um sich ein Bild von dem Leben zu Hause zu machen. Um sie über die Vorgänge in Deutschland in den letzten Jahren näher zu unterrichten, finden an den Nachmittagen meistens Vorträge statt, von Rednern und Rednerinnen, die eigens zu diesem Zwecke nach Segre gekommen sind. Abends spielt in dem improvisierten Theater eine Schauspieltruppe, die aus Angehörigen des früher im Lager garnisonierenden Ersatztruppenteiles gebildet ist, oder es finden Kinovorstellungen statt.

So sind auch die letzten 21 Tage, die sie von der Heimat trennen, bald überstanden, und frühlich und gelund wird die Heimreise angetreten.



Reichstagspresident Dr. Kaempf,

dessen Ableben bereits gemeldet wurde, war am 18. Febr. 1842 als Sohn eines Gymnasialdirektors in Neuruppin geboren. Mit ihm ist einer der hervorragenden Vertreter des deutschen Parlamentarismus und des deutschen Wirtschaftslebens dahingegangen, ein an Leistung und Erfolg reiches Leben hat seinen Abschluß gefunden.

Wir in der Heimat wollen mit gleich freudigem Herzen und mit offenen Armen die willkommen heißen, die für ihr Vaterland so lange die Leiden der Gefangenschaft erduldet haben, die sich jetzt durch Not und Elend zurückgefunden haben zum heimischen Herd. Wir alle wollen uns bemühen, sie diese Leiden vergessen zu machen. Sie sollen fühlen, daß Deutschland sich seiner wiedergewonnenen Söhne freut und stolz auf sie ist!

Allgemeine Kriegsnachrichten.

Die hochverräterische Tennispartie

In der Schweiz wurde einer jungen Amerikanerin seitens des Vertreters der amerikanischen Regierung die Erneuerung des Passes verweigert, weil sie das „schwere Vergehen“ begangen hatte, mit einem Herrn aus dem Gefolge des als Deutschenfreund vertriebenen Königs von Griechenland Tennis zu spielen!

Da glücklicherweise die Macht des Diktators Wilson und seiner Mitfahrer noch nicht bis zur freien Schweiz reicht, ist die junge Dame zu ihrem Heil wahrscheinlich vor einer schweren Gefängnisstrafe wegen „Verrats mit dem Feind“ bewahrt geblieben. Immerhin hat der Vertreter Amerikas in diesem neutralen Lande getan, was er tun konnte, um seiner Patriotenpflicht zu genügen und seiner Landsmännin einen Denzettel zu verabreichen. Er hat nämlich obendrein der Mutter der jungen Dame nach Amerika eine photographische Aufnahme ihrer im Kreise der Griechen Tennis spielenden Tochter mit entsprechender Randbemerkung zugesandt in der Hoffnung, daß von Seiten der Mutter gegen die verirrte Tochter eingeschritten werde!

Der „unglücklichen“ Mutter ist zu wünschen, daß sie nicht anstelle der unerreichbaren Tochter einem amerikanischen Gericht in die Hände fällt!

Gegenrevolution?

Ein russischer Journalist stellt im „Sozialdemokraten“ nach russischen Zeitungen mit: Schon am 5. Mai drangen die im Uralgebiet operierenden gegenrevolutionären Kofakentruppen vor und schnitten die Verbindung zwischen Ural und Saratow ab. Wahrscheinlich handelt es sich um die Truppen des Kofakengenerals Dutow, der sich dem Bolschewikeregiment widersetzt. Nach einem Artikel in der Bolschewikzeitung „Iswestka“ bilden die Stadt Ural und das Uralgebiet das Hauptzentrum des bewaffneten Kampfes für die konstituierende Versammlung. Die dortigen Anführer verfügen über bedeutende natürliche aus England und Amerika stammende Gelder und Truppenmassen. Die Erhebung dehnt sich bereits bis auf Sibirien aus.

Der „Sunne“ soll um Gnade winseln.

Im Leitartikel des „Globe“, eines für gebildete Kreise berechneten Blattes, das besonders in den Pfarrhäusern gelesen wird, vom 11. Mai heißt es: „Die Leute, die wünschen, wir sollen uns mit Deutschland in Verhandlungen einlassen, lassen ein Moment, nämlich unsere Ehre, ganz außer acht. Was soll aus den kleinen Nationen werden, die sich uns anvertraut und nun alles verloren haben, wenn wir uns mit Deutschland in Verhandlungen einlassen? Englands Ehre ist verpfändet, und wir werden weiter kämpfen, bis der Sunne bei uns und unsern Freunden um Gnade winselt.“

Unwiderstehliche Wucht des deutschen Angriffs.

Der englische Heeresbericht vom 28. Mai vor-mittags lautet: „Der anhaltende Druck gegen die englischen Truppen, welche an der Nisne-Front im Kampfe stehen, wurde während des ganzen gestrigen Tages vom Feinde fortgesetzt, und schwere Kämpfe vollziehen sich noch an der ganzen Front des englischen Abschnittes. Auf unserem rechten Flügel hielt die 22. Division in Fühlung mit unseren Allierten ihre Kampfstellungen den ganzen Tag hindurch und leistete den feindlichen Versuchen, vorzudringen, erfolgreich Widerstand. In der Mitte und auf dem linken Flügel des britischen Abschnittes hielten die Truppen der 8., 50. und 25. Division durch entschlossenen Widerstand die Stellungen ihrer zweiten Linie gegen die Angriffe des Feindes bis zu später Stunde. Gegen Ende des Tages gelangten die feindlichen Truppen durch die Wucht ihrer Angriffe über die Nisne hinüber bis westlich vom britischen Abschnitt und zwangen den linken Flügel unserer Linie zurückzugehen. Der Feind entwickelt seine Angriffe in großer Stärke längs der ganzen Nisne-Schlachtfeldfront.“

Von der neuen Fernbeschickung von Paris.

Die Beschickung durch weittragende Geschütze hat in Paris, Rhoner Blättern zufolge, in mehreren Stabteilen beträchtlichen Schaden angerichtet.

An einer Stelle platzte eine Granate mitten auf der Straße und beschädigte die umliegenden Häuser schwer. An dieser Stelle sind zahlreiche Opfer zu beklagen. Ueber ihre Zahl darf nur bekannt gegeben werden, daß gestern 12 Uhr 3 Tote und 14 Verwundete bei den amtlichen Stellen gemeldet waren.

Allgemein glaubt man, daß es sich um neue Geschütze handelt, die zwischen St. Quentin und Montdidier aufgestellt sind, also näher an Paris stehen

Herzensstürme.

Roman von M. Sellmuth.

(Fortsetzung.)

„Es hat geheissen nach dem Süden,“ fuhr er nun fort, „da irgendwo hin. Mein Sohn ist gemessen wie angeboren, hat zuerst gedacht an sein schönes Geld. Dann hat er gefragt nach der kostbaren Wirklichkeit, alles verschlossen, gehört aber alles einem Verleihnissitt. Da ist mein Sohn gekommen zu mir und hat gesagt: Vater, hat er gesagt, Du weißt doch immer Rat, was soll ich machen, mein schönes Geld! Hab' ich ihm gesagt: mach' nicht die Sack' gleich öffentlich, werd' ich lieber fahren zum Herrn Rittmeister, der Herr Rittmeister ist sein Freund und der Freund von seinem Vater, der auch ist ein Ehrenmann; werden sie abmachen die Geschichte.“

„Ist Er verrückt, Levy?“ schrie jetzt der Freiherr. Seine Stimme klang heiser, und drohend schlug er mit der Faust auf den Tisch. „Es schien, als habe er erst jetzt die Erstarrung abgeschüttelt, welche ihn in ihrem Banne gehalten. „Ja? Was geht mich der ehrlöse Wicht an? Hat ihn das Weib betört, daß er ein Dunsdott wurde an — an — na, dann mag er sich auch von ihr ruinieren lassen! Das ist seine gerechte Strafe, und mir kommen Sie damit nicht!“

„Gott, Herr Rittmeister, was sind Sie gleich heftig gegen mich alten Mann! Hab' ich doch bloß gedacht an den guten Herrn Pastor, hab' ich ihm wollen ersparen Kummer, weil er doch schon ist krank. Aber so hören Sie noch, lieber Herr Baron,“ rief der Alte jetzt fast weinerlich, als sich die Hand des Freiherrn abermals hob, „es ist ja jetzt schon alles gut, alles in schönster Ordnung. Wir haben überlegt und dann habe ich gesagt meinem Sohn, er soll erst mal schreiben an den Georg. Er wird schon erfahren, wo er ist, so'n Mann, wie der ist.“

So hat er's auch gemacht und hat ihn erinnert, daß das Wechseldje fällig ist in acht Tage. Na, was soll ich ihn sagen, Herr Rittmeister, aber Sie dürfen's nicht weiter sagen, keiner Seele. Da ist gekommen der Herr von Wöller zu meinem Sohn und hat alles bezahlt.“

„Wer?“ schrie der Freiherr. „Levy suchte zusammen. Der Herr von Wöller auf Rosenfelde, der ist gekommen, grad' als es war der letzte Tag. Und mein Sohn hat müssen versprechen, zu schweigen über die ganze Geschichte, wie ein Grab.“

„So — so! Und da haben Sie nichts Elligeres zu tun, als sie brüthamer herumzutragen, Sie alter Schwächer!“

„Herr Rittmeister, keine Menschenheele —“

„Na, ich kenne das! — Wir ist übrigens unbegreiflich, wie der Wöller —“ Er brach kurz ab. Einige Minuten herrschte Schweigen, dann fuhr der Freiherr fort: „Hören Sie, Levy, kommt mir zu Ohren, daß die Geschichte von ihm weiter herumgebracht wird in der Nachbarschaft, dann bekommt Er es mit mir zu tun. Ich sage ihm, es klang brohend und fast drohend erhob er seine Hand, „ich kenne dann keinen Spas!“

Der alte Levy kniete vor Schreck auf seinen Stuhl in sich zusammen. „Herr Rittmeister, keine Menschenheele wird erfahren, und der gnäd'ge Herr wird schweigen,“ jammerte er. Der Freiherr lachte bitter auf. „Eine saubere Geschichte! — Doch nun zu unserm Geschäft — die Wöller!“

„Ich werd' sie nehmen, wie der gnäd'ge Herr sagt, und werd' ich haben keinen Profit,“ erwiderte Levy.

„Natürlich, nur Verlust, wie Ihr Sohn Ephraim mit seinen Hunderttausend. Muß ein ganz einträgliches Geschäft sein, so — so —“

„Herr Rittmeister, was Sie denken von meinem Sohn! Er ist ehelich, hat's getan aus Freundschaft und begnügt sich mit ein paar Prozentchen. Seine Frau ist's gewesen, die ihm hat zugebracht eine schöne Morgengabe —“

Der Freiherr winkte mit der Hand: „Ich hab' genug!“ Dann berührte er die Glocke, welche vor ihm auf dem Tische stand. Ein Diener erschien. „Einen Zumbiß und eine Flasche Wein!“ befahl er kurz.

„Ich danke, Herr Rittmeister, ich danke untertänigst. Hab' keine Zeit mehr, muß noch zum alten Herrn von Breitenbach.“ Der alte Mann schien offenbar bemüht, fortzukommen, das Gesicht des ihm gegenüber Sitzenden zeigte finstere Falten.

„Aufhin! Ohne Störung geht niemand aus meinem Hause. Wenn es Ihnen aber besser schmeckt ohne mich,“ fügte er fast lässlich hinzu, „kann es ja im Speisezimmer serviert werden.“

„Wie der Herr Rittmeister befehlen,“ entgegnete Levy in unterwürfigstem Tone, „und ich wollt' noch fragen geborfamst, wie steht's mit dem Fuchsch. Hab' ich doch 'nen Auswurf, ein schönes Pferd zu besorgen —“

„Deute nichts mehr!“ unterbrach ihn der Freiherr. Dann setzte er in etwas milderm Tone hinzu: „Sie sehen ja, ich bin krank. — Ein andermal.“

„Gewiß, gewiß, Herr Rittmeister! Mühsch' untertänigst gute Verzeihung. Aber mit dem Fuchsch — Sie werden mir doch nichts nachtragen —“

Trotz seiner Schmerzen erhob sich der Freiherr mit ungeduldiger Bewegung aus seinem Stuhl und in dem gleichen Augenblick war der Herr Levy unter vielen Büdingen hinter der Tür verschwunden.

Der Freiherr ließ sich zurücksinken, daß der Stuhl unter ihm krachte. „Diese verdammten Schmerzen! Herumraseln möchte ich, um ruhig zu werden, und da muß man daliegen!“ Er stöhnte laut auf. „Und kein Mensch da, natürlich!“

Wie ein Hauch strich eine Hand über seine Stirn, dann glitt es neben ihm nieder, eine kleine, zarte Gestalt, bebend, schluchzend. — Träumte er? „Lili? Wo kommst Du her? Ich denke, Du bist draußen —“ Sie schüttelte nur den Kopf. — „So hast Du gehört?“ Wieder ein Beben des ganzen Körpers. Er strich über ihr Haar. — „Lili!“

Nun floß sie empor, schlang beide Arme um seinen Hals und küßte mit erstickter Stimme dicht an seinem Ohr: „Onkel, es war ja schrecklich, ganz schrecklich — wie schlecht ist doch die Welt und — und die Menschen!“

„Kind, um's Himmels willen, beruhige Dich doch nur! Daß Du das auch hören mußt! Aber rege Dich nicht weiter darum auf, Dich geht das doch nichts mehr an. Du bist in treuer Gut!“

Lili suchte zusammen. „Onkel, lieber Onkel, wenn — Wöller mich jetzt noch wollte, mit allen meinen Fehlern — Onkel, ich werde ja sagen — ja, ich will — er ist ja stets der Beste, der Edelste!“

Fort war sie und der alte Herr allein. Er strich mehrmals über seine Augen, ästete ihn ein Traum? Nein, noch war er, aber das letzte? Er verank in tiefes Sinnen, aus dem ihn erst seine Gattin aufschreckte.

„Lieber Mann, wann allein? Ich alaube Lili bei Dir.“

„Ganz genau etwas vorüber, das neue Hausmädchen —“

„Höre, liebe Alte,“ unterbrach er sie, „wollst Du mir einen Gefallen tun?“

„Aber ganz gewiß!“

„So fahre morgen nach Rosenfelde und erkundige Dich bei Tante Minchen nach der genaueren Adresse von unserem Wöller.“

„Aber warum? Und gerade morgen —“

„Ja, gleich morgen, und frage mich nicht weshalb, vorläufig ist das mein Geheimnis! Du wirst es schon erfahren, wenn es an der Zeit ist. Leider kann ich selbst nicht fort, das verdammte Bein!“

Frau Henriette fragte nicht mehr, sondern versprach, morgen zu fahren. „Ich könnte Lili mitnehmen,“ setzte sie hinzu, „die steht jetzt wieder so blaß aus. Dann bleibt Mademoiselle bei Dir. Das ist doch ein prächtiges Mädchen, ich möchte sie nicht mehr missen. Weißt Du, Mann, ich be-greife gar nicht, wie ich früher ohne sie fertig geworden bin. Ich habe schon gedacht, Du mußt etwas für sie tun, daß sie sorgenfrei leben kann, wenn wir mal nicht mehr sind. Meinst Du nicht auch?“

Der Freiherr nickte etwas zerstreut. „Natürlich! — Warum die nur nicht geheiratet hat? — Eine gute Heirat ist für jedes Mädchen das Beste!“

Wierzehn Tage später ging der Freiherr langsam in seinem Zimmer auf und ab, einen geöffneten Brief in der Hand haltend. Das Wetter war aufausend schön und ebenso auf fallend hatte sich sein Leiden gebessert. Ein froher Ausdruck lag wieder auf seinem Gesicht, als er nun, seiner alten Gewohnheit getreu, im Selbstgespräch auf- und niederwandelte.

„Großartig — wirklich großartig!“ murmelte er. „Erfreut sich sie und jetzt macht er Sperengchen!“ Er lächelte verchmüht vor sich hin. „Na, kommt man erst zusammen, wird sich schon machen.“

Nun ließ er sich auf einen Stuhl am geöffneten Fenster nieder und begann noch einmal in dem Briefe, der ziemlich umfangreich war, zu lesen. „Wunderbar mich ja kaum, daß es so schreibt,“ murmelte er dazwischen. Dann las er unwillkürlich laut weiter: „So sehr mich die Aussicht, welche mich Ihr Schreiben, Herr Baron, ahnen läßt, mit Entzücken erfüllt, so stellen sich doch, bei ruhiger Ueberlegung, immer wieder Zweifel ein. Meine Gefühle für Lili sind stets die gleichen und werden es bleiben, so lange ich lebe. Ich liebe sie so unsäglich, daß nur das einzige Bestreben, sie glücklich zu sehen und ihr jedes Leid aus dem Wege zu räumen, meine Handlungen bedingt. Sollte sie nun aber ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit mir unter dem Druck irgendwelcher Verhältnisse geben, so würde sie unsehbar diese Fügung früher oder später bereuen und dann das Glück nicht in dem Maß an meiner Seite finden, wie ich es ihr bereiten möchte. Mich würde das tief betrüben, so tief, daß ich lieber entgehen, als die Erfüllung des schönsten Lebenswunsches verjichten will.“

Daß Sie, Herr Baron, und auch Fräulein Lili jene unglückselige Affäre des Georg Hartwich erfahren, bedauere ich unendlich. Es ist wenig ehrenhaft von dem Herrn Ephraim Levy, sein Versprechen, zu schweigen, nicht gehalten zu haben. Gerade Sie, Herr Baron, und besonders Lili sollten nichts davon erfahren. — Sie hat ihn geliebt, liebt ihn vielleicht noch, da wollte ich sie davor bewahren, sein Bild noch mehr besetzt zu haben, als es durch seine Untreue schon geschehen.“

(Fortsetzung folgt.)